

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 12 (2005)
Heft: 132

Artikel: Heavy Metal trifft Oliver Schlagerstar
Autor: Bozikovic, Michel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-885235>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HEAVY METAL TRIFFT OLIVER SCHLAGER- STAR

Aufwachsen in der Schweiz: Der Weg vom Rheintal nach Dalmatien war am kürzesten, also liessen sich die Zahnärzte aus dem Titostaat in Oberriet nieder. Dort begegnete der kroatische Junge mit Schlagerstar Oliver im Ohr Jugendlichen, die Puch Maxis frisierten und AC/DC hörten – so ungefähr klingt auch heute seine Musik. von Michel Bozikovic

12

Nun, wie kam die Musik in mein Leben? Sie kam aus Lautsprecherboxen und war die Musik, die meine Eltern hörten. Eltern, die Ex-Jugoslawen sind und eigentlich schon immer Kroaten waren. Hüstel. Eine der selbstauferlegten Bedingungen für diesen Artikel: keine Politik. Ich werde also versuchen, die Politik auf ein Minimum zu beschränken und mich aufs Thema zu konzentrieren. Aber dazu muss ich ein wenig ausholen. Folgendermassen: Meine Eltern waren in den Sechzigern aufgrund eines akuten Akademikerüberschusses im damaligen Jugoslawien in die Schweiz immigriert, um als Zahnärzte zu arbeiten und zum gegebenen Zeitpunkt eine eigene Praxis zu eröffnen. Sie waren nicht die einzigen Akademiker, die aus dem zusammengesetzten «Jugoslawien» in die Schweiz kamen.

Zahnärzte im Anzug

Im sozialistischen Titostaat betrug die offizielle Schulzeit zwölf Jahre, so dass jede und jeder, insofern er oder sie sich nicht davor drückte, nach der Schule mindestens eine Berufslehre in der Tasche hatte. War diese Berufslehre mit einem Studienfach verwandt, konnten er und sie sogar in dieser Richtung weiterstudieren, das heisst, ein Chemiepraktikant konnte sich für Chemie, ein Zahntechniker für Stomatologie und ein Hochbauzeichner für Architektur einschreiben – daher der Überschuss an akademisch ausgebildeten Arbeitskräften.

In der Schweiz war die Situation ein wenig anders. Es gab zu wenig Akademiker und die «Jugos» waren zu der Zeit äusserst willkommen. Allerdings nicht ohne Auflagen: Wer damals eine

Zahnarztpraxis eröffnen wollte und kein Schweizer war, musste sich einen weissen Flecken aussuchen. Diese weissen Flecken waren Landstriche, in denen es noch keine oder zu wenige Zahnärzte gab. Man würde nicht glauben, wie viele solcher Flecken es damals im ach so kultivierten, fortschrittlichen Schweinderl Schweiz gab. Die Form, Leute, ich meine nur die Form ... onni soit qui mal y pense!

Meine Eltern hatten also die Wahl zwischen dem Wallis, dem heutigen Jura oder dem Rheintal. (Keine Angst, ich komme schon noch auf die Musik zu sprechen, aber dieses bisschen Background muss schon sein, will diese Geschichte nachvollziehbar erzählt sein.) Die Wahl fiel aus rein reisetechischen Gründen aufs Rheintal, von wo aus der Weg nach Dalmatien am kürzesten ist. Sie ersparten mir, natürlich ohne sich solches im Entferntesten überlegt zu haben, den umlautrückständigen Walliserdialekt. Dafür darf ich die feine Kultur einer Gesellschaft die Wiege meiner Kindheit nennen, die es mich schon im zartesten Alter von sechs, sieben Jahren lehrte, kräftig auszuteilen, wann immer von Nöten. Manche Leute sind doch tatsächlich der Meinung, mein überbordendes Temperament sei ausschliesslich auf meine ex-jugoslawischen, bzw. kroatischen Wurzeln zurückzuführen ...

AC/DC in Oberriet

Vor einigen Jahren hab ich mal einen Wiler kennengelernt, und Wiler sind nun auch nicht die Sanftesten, der mir auf mein Bekenntnis, im Rheintal aufgewachsen zu sein, geantwortet hat: «Im Rheintal? Meine Fresse. Wenn ich ins Tessin will, gehe ich immer sicher, dass mein Tank voll ist. Damit ich ja nicht aussteigen muss. Gibt nur Lämpe bei euch!» Schlechtes Image scheint offenbar nicht nur ein Problem von Ex-Jugos zu sein. Ich bin da doppelt privilegiert ... Anyway, wir waren bei meiner Jugend im Rheintal stehengeblieben. Wenn ich je auf die Idee gekommen wäre, in Mundart zu singen, wäre meine Musikkarriere vermutlich mindestens so harzig verlaufen, wie sie es mit Englisch tut – siehe Facts-Arti-

Freunde, elf. Sport hatte in Jugoslawien grosse Bedeutung, besonders Fussball. An der Weltmeisterschaft von 1990 in Italien war das Team Jugoslawien mit Spielern wie dem Kroaten Davor Suker, dem Montenegriner Dejan Savicevic oder dem Bosnier Faruk Hadzibegic (Bild) eine der grossen Mannschaften. Dann zwang der Krieg auch die Fussballstars, sich mit Fragen der Nationalität auseinanderzusetzen. Mit «Elf Freunde» (1998) drehten Miklos Gimes und Michele Andreoli einen eindrücklichen Film über die letzte jugoslawische Fussballnationalmannschaft.



Glaube. Die drei grossen Religionen Jugoslawiens – Islam, Katholizismus und Orthodoxie – wurden von der sozialistischen Regierung gezielt zurückgebunden. Die konfessionellen Gegensätze wurden später als eine der Hauptursachen für den Zerfall des Landes unterstrichen. In den Nachfolgestaaten haben die Religionen sichtbar an Stellenwert gewonnen. So fallen heute beispielsweise in der Innenstadt Sarajewos die zahlreichen verschleierte Frauen oder in Zagreb die aufwendige Renovation der Kirchen auf.

kel auf www.michellazara.com. Denn der Rhein-taler-Dialekt ist eine Sache für sich. Ich muss ehrlich gestehen, liebste Carmen Fenk: Mir schep-pern die Ohren, wenn ich dir zuhören muss. Berndütsch, ja. Baslerdütsch, nein. Rheintalerisch – no fucking way.

Nun gut. Nebst dem Föhn hatte das Kaff in dem ich aufgewachsen bin durchaus noch ein, zwei weitere Vorteile. Ich mag den Föhn. Und liebe Oberrieter, nehmt es mir bitte nicht krumm, dass ich den Ort nicht «romantisches Dörfchen» oder ähnlich genannt habe, es ist und bleibt nunmal, was es ist: ein abgelegenes, kleines Kuh-Kaff. Da gab es zum Beispiel den Kyoshinkai-Karateklub in nächster Nähe, was es nicht mal in Zürich gibt, und jede Menge Leute, die einem den Puch Maxi frisieren konnten. Und natürlich (kommt dieser geschwätzige Typ jetzt endlich auf die Musik zu sprechen ... ?) gabs in unserem Oberriet AC/DC. Wer mit Lederjacke und ärmelloser, Sticker-bespickter Jeansjacke darüber mit 80 km/h – kein Witz, manche der Teile liefen locker über neunzig! – durch die Gegend fräste, hatte Heavy Metal in den Ohren und Heavy Metal im Blut.

Auf unserer «Ist-okay-Liste» waren selbstver-ständlich auch andere Bands vertreten, aber meine Favoriten blieben klar und eindeutig AC/DC. Eine solche Unverblümtheit in Sachen «Leck-mich-am-Arsch-Rock'n'Roll» hatte ich damals noch nie und bis heute noch selten gehört. Und als ich dann endlich wusste, was «She's got the Jack» bedeutet, war klar: AC/DC gehören in mein «Absolut-coole-Band-Schatül-chen» und werden dort neben Cult, Bowie und meinen anderen Helden für immer und ewig im purpurnen Plüsch aneinander gekuschelt für mich da sein.

Der Seelenmusiker

So viel zum ausserfamiliären musiksoziologi-schen Gesichtspunkt. Jetzt gehen wir weiter und widmen uns, wenn Rock'n'Roll Musik für Testi-kel und Fäuste und die Leber zuständig war, einer anderen Sorte Musik, der Musik für die Seele.

Meine Musik für die Seele hat einen geographi-schen Ursprung und trägt den Namen des allein-gültigen Superstars. Vergesst Vollenweider, Welt-musik, Chillout und den ganzen Schmaus, der Gott der Seelenmusik heisst Oliver – er kann auch nichts dafür, es ist sein richtiger Name – Dragojevic. Auch wenn ich keine Politik betrei-ben werde, muss ich an dieser Stelle doch erwäh-nen, dass dieser kroatische Barde auch den Ser-ben, Montenegrinern, kurz jedem Ex-Jugoslawen ein Begriff ist. Und diejenigen unter ihnen, die sich nicht auf einen zu strengen Nationalismus eingeschworen haben, werden zugeben müssen, dass auch sie hie und da nicht umhin kamen, ihn reinzulassen, bis auf den Bottom ihrer Seelen, bis mitten ins Herz.

Und dass dieser Dalmatiner namens Oliver – das Dragojevic lassen die meisten der Unverwechsel-barkeit dieses, ja Begriffes, «Oliver» ohnehin weg – in ganz Kroatien verehrt wird, ist selbstredend: Wer sich mal die CD «Oliver live u xxxx» besor-gen lässt – oder vielleicht sogar selbst besorgt, Dalmatien ist eine Reise wert! – wird Gänsehaut-Erlebnisse zu Hauf verspüren, wenn das Publi-kum voller Inbrunst in diese Hymnen mit ein-stimmt und jedes einzelne Wort kennt. Was Oliver uns darbietet, sind Hymnen, keine Lieder, Gebete zum Gott der Musik für die Seele. Wenn Oliver singt und spielt, Piano sein Instrument, bleibt kein Auge trocken, kein Herz unberührt, kein Häärchen uneregiert, keine Seele unterkühlt ...

Die Wurzeln covern

So. Nach diesem kurzen Abriss lässt sich vermut-lich nachvollziehen, weshalb die Musik, die ich heute als Erwachsener unter dem Pseudonym Michel Lazara produziere, eine Mischung aus proper-romantischem «Nostalgie-Pop» und kaputtem «Leck-mich-am-Arsch-Rock» ist. Musik aus dem Blickwinkel eines Ex-Jugosla-wen-Secondos unterscheidet sich nur in dem Punkt von der Musik aus dem Blickwinkel eines jeden anderen, dessen Eltern und Freunde Musik hörten, dass ein Teil des Gesamten aus einem

anderen Land kommt und es da noch irgend einen Helden gibt, der vernünftigerweise nichts im musikalischen Portfolio verloren haben dürf-te, aus nostalgischen Gründen aber trotzdem nicht wegzudenken ist: Oliver bei mir, Lucio Dalla bei meinen italienischen, Mani Matter bei meinen schweizerischen Freunden.

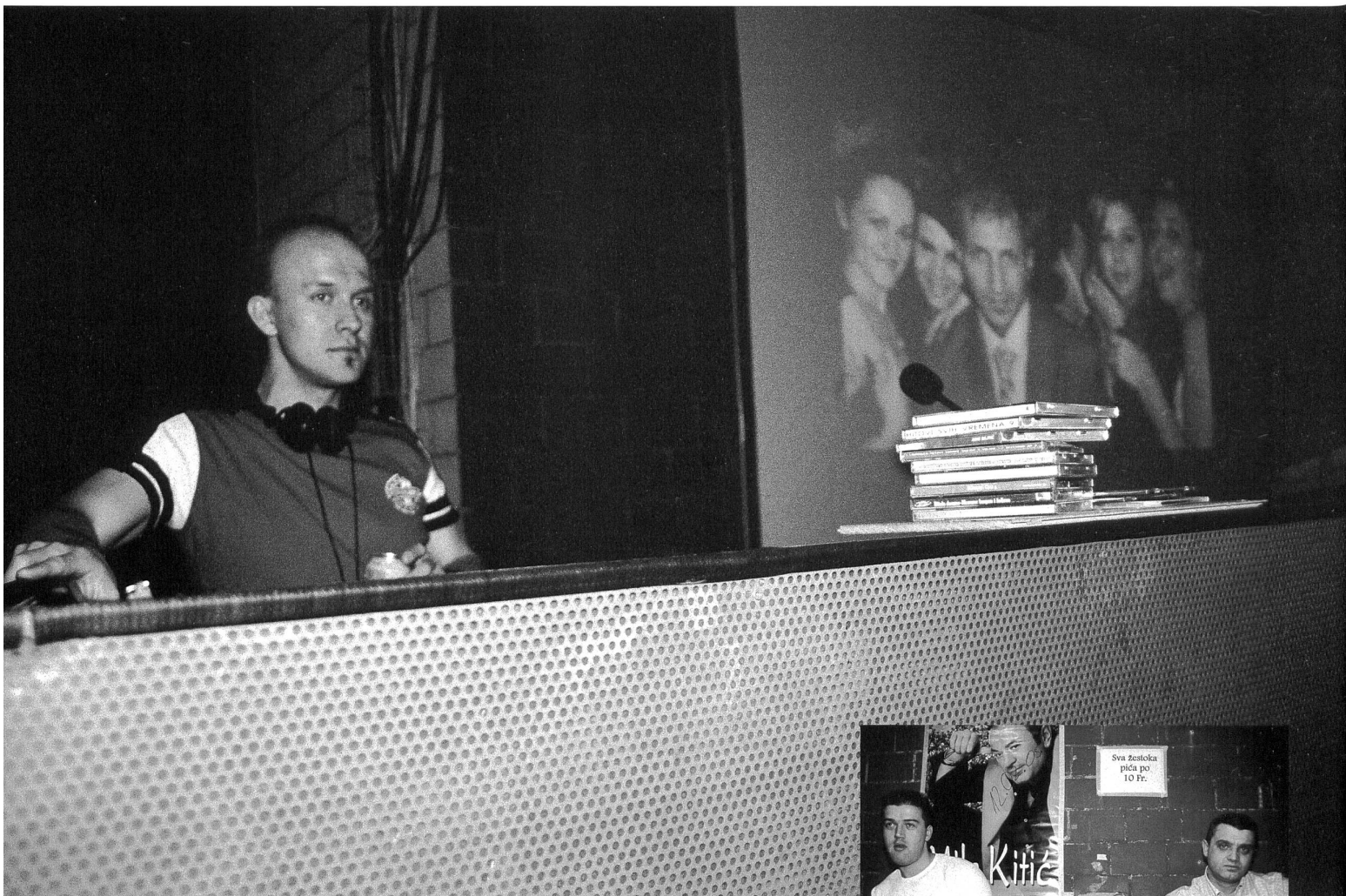
Und wenn ich gefragt werde, was für mich als Kroaten «die» Musik aus meiner Heimat ist, dann muss ich antworten, dass es nicht kroati-sche Musik ist, die mich zum Träumen bringt, sondern wenn schon dalmatinische, und in dieser Sparte wiederum die Musik eines einzelnen Pro-tagonisten. Es gibt sie nicht, «die» kroatische Musik. Genau so wenig wie die Musik der Ex-Jugoslawen. Denn es gibt ihn nicht, «den» Ex-Jugoslawen. Es gibt Kroaten, Serben, Bosnier und so weiter. Aber es gibt nicht «den» Kroaten, «den» Serben oder «den» Bosnier. Das ist dann wieder Politik, und die interessiert uns jetzt nicht. Drum dieser letzte Abschnitt, der hoffentlich für alle (auch für Nichtmusiker) gilt:

Ich werde – das werden Musiker in der Schweiz – immer wieder gefragt, ob ich wirklich glaube, jemals von der Musik leben zu können. Ich kann darauf nur eines antworten: ich habe immer schon von der Musik gelebt und ich werde immer von der Musik leben. Denn ohne «meine» Musik wäre ich schon lange vor die Hunde gegangen. Und dass diese meine Musik auch einen Teil mei-ner kroatischen, bzw. dalmatinischen Wurzeln miteinschliesst, ist nicht nur okay, sondern richtig und für mich als Person sehr, sehr wichtig. Zu lange habe ich mich dafür geschämt und darüber geärgert, in den Augen der Schweizer ein Jugo und dann ein Ex-Jugo zu sein. Seit ich Dalmati-ner bin und «meinen» Oliver sogar gecouvert habe (Michel Lazara, Holy Monster, Titel No. 10: brod u boci), geht es mir viel besser. Ich kann jeder und jedem nur wünschen, einen ebenso positiven Blick auf die eigenen Wurzeln zu haben und stolz auf sie zu sein. Auch wenn es statt can-tautorischem «Lipo li je» Power-Folk à la «Pit-bull-Terrier» ist.

Handschellen. Eine Anekdote besagt, dass ein Wachmann am St.Galler Gericht auf die Frage, was der kleine Handschellen-Anstecker am Kragen bedeute, antwortete: In der offiziellen Variante sei dies das Abzeichen einer Polizistenverbindung, in der inoffiziellen Variante besit-ze er die kleinen Handschellen aber, um die «Jugos» schon als Babys festnehmen zu können.



Jesik, nas. Bedeutet: unsere Sprache. Die offizielle Landesspra-che in Jugoslawien hiess «Serbokroatisch». Sie wurde von Bosniern, Kroaten und Serben gesprochen – und von ihnen meist einfach «unsere Sprache» genannt. Neben dem Serbokroatischen waren auch Slowe-nisch und Mazedonisch als offizielle Sprachen anerkannt. Albanisch galt hingegen nicht als jugoslawische Landessprache. In den neunziger Jah-ren verwandelte sich Serbokroatisch in Serbisch, Kroatisch und Bos-nisch. Die einsetzenden sprachlichen Abgrenzungsbestrebungen ändern jedoch nichts an der Tatsache, dass sich die verschiedenen Gruppen nach wie vor problemlos sprachlich verständigen können.



Samstagnacht, Industrie Murgental, Münchwilen im Thurgau. Die Autos draussen auf dem Parkplatz kommen aus SH und SG, ZH und ZG, das passt zum Namen der Disco: «Quo vadis». Beweglich sind auch die Betreiber, wechseln von Zeit zu Zeit den Standort, waren schon in Urdorf und in Birmensdorf, in Rümlang und in Langenthal. «Wir sind wie Zigeuner, wir wollen bei jedem Besucher in der Nähe sein», sagen sie. Drinnen in der Halle kreuzt sich das Scheinwerferlicht, aus den Boxen dröhnt Balkanpop, an den Tischen an der Tanzfläche sitzen heute hundert, bei Live-Konzerten fünfhundert Secondos aus dem ehemaligen Jugoslawien, geputzt und geschminkt: Zum Beispiel Amra, 24, und Jesmina, 24, beide sind in Heiden aufgewachsen, beide haben sich in Bosnien verheiratet, mit Faek, 23, und Omer, 24, «aber nicht bloss, damit sie hierher kommen konnten!» Wie die Liebe auf Distanz gepflegt werden kann, verraten später Ljerka, 21, und Andrijana, 21, in der Diskothek Olymp am östlichen St.Galler Stadtrand (auch hier Scheinwerferlicht, auch hier Balkanpop): «Ich lasse sein Handy in Bosnien einmal klingeln. Er klingelt einmal in die Schweiz zurück. Das heisst: Ich hab an dich gedacht.»

